Andrea Richter

In der Gischt des Zorns

die Abenteuer des
Piraten Robert d` Escambeau

Originalausgabe

EINBUCH Buch- und Literaturverlag Leipzig
www.einbuch-verlag.de

EINBUCH Belletristik Edition

copyright 2014 by **EINBUCH** Buch- und Literaturverlag Leipzig
printed in Germany
Umschlaggestaltung: Welle
Bilder: Ronald Schünemann

ISBN 978–3–942849–19–7

www.einbuch-verlag.de

Auch wenn gesagt wird: Nichts währt ewig. Der Glaube an Freundschaft und Liebe ist unsterblich.

Kapitel 1

Behutsam breitete die Dunkelheit ihre Schwingen über das Land. Die Küstenlinie, von den Mächten der Natur über Jahrtausende hinweg zu bizarren Formen modelliert, lag still in der lauen Sommernacht. Klein und windschief säumten vereinzelte Krüppelkiefern die Kämme der Dünen. Das Wasser des Atlantiks schimmerte silbern und wirkte wie flüssiges Blei. Kein Windhauch kräuselte die Oberfläche. Die friedliche Idylle wurde nur vom leise schmatzenden Geräusch der sanft am Ufer leckenden Wellen des Ozeans unterbrochen.

Unweit der Küste, eng an die erhaben geschwungenen Sanddünen geschmiegt, die es notdürftig vor der Unbill des Atlantiks schützten, kauerte sich Pléneuf, ein kleines Fischerdorf. Oberhalb des Dorfes, auf einer leicht bewaldeten Anhöhe, umgeben von zahlreichen Feldern, die eine reiche Ernte versprachen und vom eifrigen Treiben der Bauern kündeten, thronte beschaulich das Anwesen des Marquis de Chedeville, Gebieter dieses lieblichen Landstrichs. Sein malerisches Landschloss fügte sich seit Generationen ästhetisch in die Landschaft. Vom Mondlicht beschienen, warfen seine Zinnen sanfte Schatten auf die Umgebung.

Wie überall um diese Tageszeit lagen sowohl im Dorf als auch im Schloss sämtliche Bewohner in ihren Betten und gaben sich dem verdienten Schlummer hin. Desgleichen ruhte das Vieh auf der Weide und in den Ställen, nur gelegentlich ein leises Schnaufen von sich gebend. Vereinzelte Fischerboote lagen verlassen am Strand. Nichts wirkte daran beunruhigend und doch trog das friedliche Bild.

Von jedermann unbemerkt, vollzogen sich in nächster Nähe recht zweifelhafte Dinge. Dicht vor der Küste, im eben noch befahrbaren Bereich, zeichnete sich schemenhaft ein Schiff ab, welches dort vor Anker lag. Sachte plätscherten die Wellen um seine säuberlich geteerten Planken. Seine dunklen Segel waren

bereits sorgfältig an den Rahen aufgesteckt. Das alles war klammheimlich geschehen.

Obgleich Mitternacht längst vorüber war, rumorte es verdächtig an Bord des Schiffes. Trotz der späten Stunde, dachte hier scheinbar niemand ans Schlafen. Mit emsiger Geschäftigkeit wieselten diffuse Gestalten unermüdlich über das Deck. Boote wurden zu Wasser gelassen und anschließend mit Waffen und anderen Dingen beladen; wobei sich die Männer allenfalls gedämpft miteinander unterhielten, als befürchteten sie, ihre Stimmen könnten ans Ufer dringen und die Menschen im nahe gelegenen Dorf auf sich aufmerksam machen.

Unterm Großmast kauerten derweil verschwörerisch drei Männer und hielten flüsternd eine Beratung ab. Ihr Wortführer war ein Mann Mitte dreißig. Auf einem gedrungenen, mäßig großen Körper, saß ein wuchtiger Schädel, dessen Antlitz vor Begierde glühte. Ungewöhnlich kalte grüne Augen stachen lüstern daraus hervor. Trotz seiner abgeschabten Kleidung, die durchaus schon bessere Tage gesehen hatte, war unschwer zu erkennen, dass er einstmals einen gewissen Grad an Bildung erfahren hatte. Sein ganzes Gebaren offenbarte, dass er in seiner Jugend beim Militär gedient hatte. Nur mühsam gelang es ihm, seine, das Befehlen gewohnte Stimme zu drosseln.

Die anderen abgerissenen Gestalten kamen eindeutig aus der Gosse; beides ruchlose Strolche ohne Gewissen. Stumpfsinnig hielten sie ihre Blicke auf den Anführer gerichtet, während er das geplante Vorgehen abermals erläuterte.

„Also noch einmal von vorn, damit ihr Idioten es auch genau begreift“, knurrte der Mann bärbeißig. „Ihr geht etwas abseits des Dorfes an Land und pirscht euch so nah es geht heran. Ihr veranstaltet einen Höllenlärm. Kommen dann die Dorfbewohner aus ihren Häusern, scheucht ihr sie vor euch her. Je mehr Lärm ihr macht, umso besser.“

„Sei unbesorgt, Dunston. Die werden denken, Beelzebub persönlich ist extra aus der Hölle zu ihnen gekommen …“, versicherte der dünnere Gauner mit verschlagenem Grinsen „Um ihnen den Garaus zu machen.“

„Es darf auf keinen Fall Tote geben.“ Wütend wies ihn der mit Dunston angesprochene zurecht. „Daran hängt die Höhe der Belohnung für uns ab. Habt ihr das verstanden?“

„Wir sind doch nicht blöd, Dunston“, beschwerte sich der Linke, ein mittelgroßer, durchtrieben aussehender Kerl. „Nur frage ich mich, warum können wir nicht einfach das Schloss ausrauben, statt einen solchen Mummenschanz zu veranstalten?“

„Weil es dort nichts zu holen gibt, du Dummkopf“, schnauzte Dunston zurück. „Der Marquis ist nämlich einer dieser verdammten Humanisten. Er glaubt doch tatsächlich, dass vor Gott jeder Mensch gleich sei. In seinem Wahn teilt er seine Erträge gerecht unter sich und den Bauern und Fischern auf. Der Trottel besitzt nicht mehr, als seine Leibeigenen. Deshalb ist mein Auftraggeber ja auch so an seinem Grundeigentum interessiert. Ihm könnte das fruchtbare Land unermesslichen Wohlstand bescheren. Doch kaufen kommt nicht infrage. Der Marquis weigert sich beharrlich, sein Eigentum zu veräußern. Da er und seine Familie bescheiden leben und niemals Schulden machen, ist ihm legal einfach nicht beizukommen. Deshalb hat mein Hintermann eine List ausgeklügelt, um sich die Ländereien auf andere Weise einverleiben zu können. Dazu benötigt er jedoch unsere Hilfe“, erklärte Dunston widerwillig.

„Wer ist der Kerl, dem wir als Handlanger dienen sollen?“, erkundigte sich der Erste mit verschlagenem Gesichtsausdruck. „Was springt dabei für uns heraus, wenn sich eine Plünderung nicht lohnt?“

„Über dessen Identität braucht ihr nichts zu wissen“, überging der Anführer verdrießlich die peinliche Frage. „Wichtig ist nur, dass die Sache klappt. Dann ist uns eine umfangreiche Belohnung sicher. Dafür bürge ich. Außerdem ist das Ganze doch nur ein Kinderspiel für uns. Ich habe genaueste Instruktionen. Wir brennen das Schloss ab und mit ihm alles, was sich darin befindet, einschließlich der Beweise, die den Marquis bisher unantastbar gemacht haben. Dann kann mein Gewährsmann ihn des Betruges anklagen und gerichtlich gegen ihn vorgehen. Für einen Rechtsstreit hat der Marquis niemals genug Rücklagen und ist somit aus dem Rennen, bevor er überhaupt von der ganzen Sache ahnt.“

„Ach so! Eine kleine Intrige! Das hört sich schon viel besser an. So etwas ist ganz nach meinem Gusto. Also lasst uns loslegen“, ereiferte sich der abgerissene Fiesling, wobei seine Augen unbändig blitzten.

„Einen Moment noch“, warf Dunston ein und hielt den Rohling zurück, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte. „Der Weg, den Rodrigo und ich zurückzulegen haben, ist eine halbe Meile länger, als eurer. Damit wir unbemerkt an das Schloss herankommen, müssen wir es von Osten her umgehen. Das braucht mehr Zeit. Lasst uns also eine halbe Stunde Vorsprung. Der müsste genügen. Ein Schuss von mir ist dann das Zeichen für euren Rückzug. Wir sollten uns beeilen und zusehen, dass die Aktion noch vor dem Morgengrauen beendet ist. Vergesst nicht, euch zu maskieren. Wir dürfen nicht erkannt werden. Und nun viel Erfolg“, grinste er die zwei Männer verschlagen an.

Rodrigo, ein kräftiger Matrose, wartete bereits in der Pinasse auf den Anführer und ruderte sofort los, nachdem der das Boot bestiegen hatte. Die Ruderblätter waren vorher von ihm vorsorglich mit Segeltuch umwickelt worden, um beim Rudern möglichst wenig Geräusche zu verursachen.

Nach einer halben Stunde machte sich auch der Rest der Truppe auf den Weg. Etwa zwanzig Männer pullten an Land. Nachdem sie die Boote verlassen hatten, schlichen sie lautlos über die Dünen zum Dorf. Hier war alles ruhig. Das änderte sich schlagartig, als die Eindringlinge wie tollwütig über die Hütten herfielen. Ihre Bewohner glaubten tatsächlich, die Hölle sei auf Erden ausgebrochen, denn der Lärm, den die Fremden verursachten, nahm ohrenbetäubende Ausmaße an. Zum größten Teil vor Angst kopflos, stürzten die Menschen aus ihren Häusern und spritzten in alle Richtungen auseinander. Nur ein paar tollkühne Männer griffen zu dem, was ihnen als erstes in die Hände kam und wenn es eine Mistgabel war, um ihre Lieben zu verteidigen. Doch gegen die kampferprobten Unruhestifter hatten sie kaum eine Chance. Diese trieben die Bevölkerung immer weiter aus dem Ort heraus. Auch ging eine Hütte in Flammen auf. Das daraufhin einsetzende Wehgeschrei verstärkte den Lärmpegel noch erheblich und drang bis ins Schloss. Bald ertönten von fern Stimmen, die den Kämpfenden zuriefen, sie sollten aushalten – Hilfe nahe …, der Marquis sei im Anrücken …

Es dauerte auch nicht mehr lange und Phillipe d` Escambeau stürmte, begleitet von fünf im Kampf bewährten bewaffneten Männern, auf das Schlachtfeld. Eine Weile wogte das Gefecht hin und her. Die Angreifer, die sich, obwohl in der Überzahl, eher

halbherzig der mutigen Verteidiger erwehrten, mussten zusehen, dass sie nicht plötzlich selber zu Opfern wurden. Hektisch äugten sie immer wieder zum Schloss. Wie lange sollten sie die immer wütender werdende Menge noch aufhalten…?

Da kreischte jemand: „Feuer! Feuer! Hilfe Marquis! Das Schloss brennt!“

Nahezu zeitgleich dröhnte aus Richtung des Schlosses ein Schuss. Ihr Zeichen! Schleunigst nahmen die Angreifer die Beine unter den Arm und verschwanden so plötzlich, wie sie gekommen waren; als hätte sich das Tor zur Hölle jählings wieder verschlossen. Zurück blieben die aufgeregten Dorfbewohner, welche zunächst mit dümmlichen Gesichtern den Davoneilenden nachschauten. Einige Beherztere unter ihnen aber scherten sich nicht mehr um die Flüchtlinge, sondern rannten ebenfalls schnurstracks los; allerdings genau in entgegengesetzte Richtung. Ihr Ziel war das Palais, das bereits lichterloh in Flammen stand. Schon aus großer Entfernung vermochten sie zu erkennen, dass sie zu spät kamen. Es gab nichts mehr zu löschen. Der Brand musste an mehreren Stellen gleichzeitig ausgebrochen sein, und bevor die Helfer das Gebäude erreichten, hatte das Feuer den gesamten Komplex erfasst.

Der Hausherr erreichte als Erster das Ziel. Voller Verzweiflung rief er nach seiner Familie: „Isabelle…! Robert…! Wo seid ihr?“

Er versuchte, in das brennende Haus einzudringen, aber der Qualm nahm ihm den Atem und herunterfallende Gebäudeteile drohten ihn zu erschlagen. Mathieu Roquevert, ein befreundeter Fischer aus dem Dorf, riss ihn ungestüm zurück.

„Phillipe …! Bleib hier …! Du kannst nichts mehr tun. Wenn sie bei Ausbruch des Feuers noch dort drinnen waren, kommt jede Hilfe für sie zu spät. Dann weilen sie nicht mehr unter den Lebenden.“

Aber der Marquis war in seiner Verzweiflung kaum ansprechbar. Aufgeregt lief er vor dem brennenden Gebäude auf und ab, in der Hoffnung, doch noch ein Lebenszeichen seiner Lieben zu entdecken. Auch die Dorfbewohner wollten nicht daran glauben, dass es keine Überlebenden geben sollte. Denn nicht nur die Marquise und ihr Sohn waren verschwunden, auch von den Hausangestellten, allesamt Leute aus dem Dorf, fehlte jeder Hinweis. Es konnten doch nicht alle in den Flammen umgekommen sein.

Gemeinsam suchten die Leute die Umgebung nach Spuren der Vermissten ab, denn der Marquis und seine Familie waren im Dorf hoch angesehen. Grenzenloser Jubel ertönte, als man die Verschollenen nach langen Nachforschungen doch noch im nahen Wäldchen aufspüren konnte, wohin sie sich in höchster Not gerettet hatten. Wie riesig war die Freude, als die schon tot geglaubten aus dem Morgennebel auftauchten. Übermüdet und rußverschmiert, aber ansonsten unversehrt, taumelten die Frauen überglücklich in die Arme ihrer Familien. Auch der Marquis begrüßte freudestrahlend seine Angehörigen. Beim Anblick seiner Lieben vergaß er für einen Moment, dass seine Familie soeben im Begriff war, alles zu verlieren.

Allmählich verebbte der Begrüßungstaumel und man konnte den immer mächtiger werdenden Feuersturm hören, der durch das jahrhundertealte Gebälk raste. Die Flammen fraßen sich mit lautem Knistern stetig tiefer hinein und die Menschen begannen zu begreifen, welche Tragödie sich da vor ihren Augen abspielte. Vor der sich anhaltend heftiger entwickelnden Hitze immer weiter zurückweichend, betrachteten sie fassungslos das flammende Inferno. Auch der Marquis und seine Frau standen unter Schock. Regungslos verharrten sie, eng aneinander geschmiegt, den fünfjährigen Robert im Arm und sahen erschüttert zu, wie ihr Wohnsitz in Schutt und Asche zerfiel. Sein gesamtes Lebenswerk war mit einem Mal dahin. Ausnahmslos alles: die Möbel, die Kleidung, der wenige Schmuck, den die Marquise besessen hatte, Roberts Spielzeug und vor allem all die wertvollen Bücher, auf die der Marquis unbändig stolz gewesen war, wurden ein Opfer der Flammen. Nichts blieb ihnen mehr, außer dem, was sie am Leibe trugen.

„Was wird nun aus uns werden?“, fragte Isabelle d` Escambeau erschüttert, als ihr klar wurde, dass sie kein Heim mehr hatten.

Aufgewühlt strich Phillipe seiner Frau übers Haar, konnte ihr aber keine befriedigende Antwort geben, da er selbst keinen Ausweg wusste. Mit dem Haus verbrannte sein gesamter Besitz. Es gab keinerlei Ersparnisse. Der Marquis hatte immer schon alles mit den Dorfbewohnern geteilt. Dementsprechend ratlos blickte er in die beginnende Dämmerung.

„Ich weiß es nicht“, gab er niedergeschlagen zu.

„Ihr kommt erst einmal mit zu uns“, bot Mathieu resolut seine Hilfe an. „Wenn mein Haus auch kein Palast ist, so bietet es euch dennoch ein Unterkommen für die nächste Zeit. Hier können wir im Augenblick nichts mehr ausrichten, Philippe. Aber ich bin sicher, wir werden eine bessere Lösung finden. Wir lassen euch nicht im Stich, das versichere ich dir.“

Das beipflichtende Gemurmel der Umstehenden gab den Heimatlosen wieder etwas Zuversicht.

„Marquis, Ihr habt uns stets zur Seite gestanden. Jetzt ist es an uns, Euch beizustehen“, ließ sich ein Fischer hören.

„Ja, wir werden sammeln. Wenn jeder von uns etwas beisteuert, werdet Ihr die Zeit bis zur nächsten Ernte überstehen“, begeisterte sich eine Bäuerin.

„So werden wir es machen“, bestätigte Mathieu. „Lasst uns nun aber gehen“, forderte er energisch. Indem er hinunter zum Dorf wies, aus dem ebenfalls Rauchwolken aufstiegen, meinte er noch: „Wir haben viel Arbeit vor uns. Der Tag hat schon begonnen.“

„Dann lasst uns keine Sekunde mehr verlieren“, bekräftigte der Marquis und schlug seinem Freund optimistisch auf die Schulter. Sein Lebensmut war neu erwacht. Was zählte schon Besitz, wenn man jung war und gute Freunde hatte.

Müde schleppten sich die Frauen und Männer den Pfad entlang, der hinunter ins Dorf führte. Oberhalb der Ortschaft quoll noch lange dunkler Rauch aus den Trümmern. Schließlich blieben vom stolzen Schloss nur rußgeschwärzte Mauerreste übrig, die wie drohende Finger gen Himmel ragten und irgendwann vollständig in sich zusammenstürzten.

Die Aufräumungsarbeiten der nächsten Tage ließen den Menschen keine Zeit, ernsthaft über das Geschehene nachzudenken. Es galt, zwei abgebrannte Katen neu zu errichten, damit die betroffenen Familien wieder eine Behausung hatten. Doch auch die übliche Arbeit durfte nicht vernachlässigt werden, wenn die Leute im Dorf etwas zu essen haben wollten. Die Ländereien mussten bewirtschaftet werden. Es war Sommer und es gab auf den Feldern und in den Ställen viel zu tun. Die Menschen standen mit den Hühnern auf und gingen ebenso zeitig, völlig erschöpft von der schweren Arbeit, zu Bett.

Phillipe und Isabelle d` Escambeau schufteten genauso, wie alle anderen. Lediglich die Kinder waren von der schweren Arbeit

ausgenommen. Sie tobten ausgelassen durch die Gegend, allen voran Robert, der Sohn des Marquis. Das war nicht neu für ihn, denn sein Vater nahm ihn schon immer mit ins Dorf, wenn er dort zu tun hatte. Mit Mathieus Sohn Julien, obwohl drei Jahre älter als er, war er eng befreundet. Die Beiden waren fast unzertrennlich. Sie fuhren mit Mathieu hinaus aufs Meer zum Fischen oder halfen Phillipe auf dem Feld das Heu einzufahren und die Kühe zu füttern. Noch war das für sie nur ein Spiel. Aber die Väter waren sich einig, dass es für beide, den Fischersohn und den Adelsspross, eine gute Schule fürs Leben sei.

Noch ungewöhnlicher aber war, dass Julien ebenso am Schulunterricht teilnahm, der Robert als Mitglied des Adels wohl zustand, einem Fischersohn jedoch nicht. Doch Robert hatte sich gleich zu Beginn durchgesetzt und erreicht, dass Julien das gleiche Maß an Bildung erhielt, wie er selbst. Der Hauslehrer, Monsieur Dissieux, war dadurch in der glücklichen Lage, gleich zwei aufgeweckten und wissbegierigen Jungen die Geheimnisse der Wissenschaften zu enthüllen. Obwohl der Marquis nach dem Unglück vorerst außerstande war, den Lehrer zu entlohnen, war dieser bereit, den Unterricht wie bisher fortzuführen.

„Wo finde ich sonst so interessierte Schüler? Ein Bett zum Schlafen und etwas zu essen wird sich doch auftreiben lassen?“, meinte der junge Mann nur, als ihn der Marquis vor vollendete Tatsachen stellte. „Mehr brauche ich nicht.“

Die Umstände hatten sich also für Robert, wenn man davon absah, dass er nun mit Julien in einem Bett schlief und sein Essen mit dessen vier Geschwistern teilen musste, kaum verändert. Von den drückenden Sorgen der Erwachsenen bekamen die Kinder deshalb kaum etwas mit. Sie lebten unbeschwert in den Tag hinein, von den Eltern liebevoll umsorgt.

Nachdem sich im Dorf wieder der normale Alltag eingestellt hatte, trat das Rätsel des Überfalls stärker in den Vordergrund. Jeder stellte sich die Frage, woher die Männer gekommen waren und welchen Plan sie mit ihrem Überfall verfolgt hatten. Sah man von den abgebrannten Behausungen einmal ab, hatten sie niemanden beraubt und Tote hatte es auch nicht gegeben. Mord kam also ebenfalls nicht infrage. Vielleicht war Rache ihr Motiv? Heftige Diskussionen fanden statt und jeder stellte eine andere Theorie in den Raum. Ebenso rätselhaft erschien, wie das Feuer im

Château überhaupt hatte entstehen können. Den wahren Grund durchschaute keiner. Noch nicht.

Tage später, als das Feuer erloschen und die Ruine abgekühlt war, durchforstete der Marquis das Terrain des ehemaligen Schlosses, ob eventuell noch Brauchbares daraus zu bergen wäre. Vorsichtig kletterte er in dem Trümmerhaufen herum. Es gab nur wenig, was sich weiterhin verwenden ließ. Bei dieser Untersuchung stellte er jedoch etwas Wichtiges fest.

„Ich kann die Sache drehen und wenden wie ich will, aber für mich steht eindeutig fest, dass dieses Feuer mutwillig gelegt wurde. Hier waren Brandstifter am Werk.“ Grimmig stakste der Marquis in den verrußten Gebäuderesten umher. „Sie haben uns heimtückisch hereingelegt. Das haben sie fein eingefädelt. Damit sie hier ungestraft ihre verruchten Taten vollbringen konnten, war es nötig, mich aus meinem Haus zu locken. Deshalb der Überfall.“ Die Stirn nachdenklich in Falten gelegt, untersuchte er die Brandstätte nach weiteren Spuren. „Es ist eindeutig klar, dass genau hier, wo sich mein Arbeitszimmer befand, der Brand am heftigsten gewütet hat“, rief er seiner Frau zu, die besorgt beobachtete, wie er in den Trümmern herum stieg. „Irgendjemand will uns übel. Doch was auch immer er bezweckt, der Brand hat alle Spuren vernichtet. Ich bin mir aber ganz sicher, die Schufte wollten, dass von dem, was sie hier getrieben haben, keine Beweise zurückbleiben. Ich weiß mir keinen anderen Reim auf die Ereignisse zu machen.“

„Was hat das zu bedeuten?“, fragte seine Frau entgeistert.

„Nun, zuerst, dass wir kein Dach mehr über dem Kopf haben. Außerdem sagt mir eine untrügerische Vorahnung, dass das noch nicht das Ende unseres Missgeschicks ist“, erboste Phillipe sich grimmig. „Leider habe ich nicht die geringste Ahnung, wer uns so arg schaden will und vor allem warum. Ich kann noch so viel darüber nachdenken, mir will einfach kein plausibles Motiv einfallen.“

„Ich kann dir auch nicht helfen, Phillipe. Was du da sagst, macht mir Angst. Was können wir tun?“

„Im Augenblick, fürchte ich, können wir gar nichts machen. Wir sollten abwarten, bis sich der Feind zu erkennen gibt. Dann werden wir wissen, was zu tun ist. Bis dahin müssen wir sehen, wie wir über die Runden kommen.“

Phillipe, der soeben wieder festen Boden unter den Füßen erreicht hatte, nahm seine besorgt dreinblickende Ehefrau tröstend in den Arm. Isabelle schmiegte sich einen Moment Hilfe suchend an ihn. Doch sie war nicht bereit, sich so schnell unterkriegen zu lassen. Resolut hob sie den Kopf und meinte: „Dazu brauchen wir ein eigenes Heim. Wir können nicht ewig bei den Roquevert´s bleiben. Mit ihren fünf Kindern ist der Platz so schon beschränkt genug."

„Das habe ich mir auch schon überlegt. Doch glaube ich, dafür eine passable Lösung gefunden zu haben. Wir ziehen ins Pförtnerhaus. Das steht ohnedies leer. Wenn wir im Dorf wieder alles in Ordnung gebracht haben, helfen uns die Leute, das Haus bewohnbar zu machen. Bis dahin müssen wir uns mit Mathieus Hütte begnügen. Alles andere wird sich finden."

„Das ist eine gute Lösung. Die Hauptsache ist doch, dass wir uns haben", sinnierte Isabelle und fügte abschließend hinzu: „Das Schloss war sowieso viel zu groß für uns. Nun werde ich entschieden mehr Zeit für unseren Jungen haben."

Liebevoll betrachtete der Marquis seine schöne Frau.

„Ich bin froh, dass du die Angelegenheit so gelassen nimmst. Wir können ohnehin nichts daran ändern. Dein Mut wird auch den Anderen im Dorf helfen, ihre Niedergeschlagenheit zu überwinden."

Er nahm sie in die Arme und küsste sie leidenschaftlich. Eng umschlungen gingen die Eheleute anschließend glücklich dem Dorf entgegen.

Kapitel 2

Lord und Lady Blackwood, ein junges Ehepaar aus tiefster Provinz, weilten nur wenig später, als die eben beschriebenen Ereignisse geschehen waren, an Bord der *Black Bird* einer Brigg der indischen Handelskompanie, deren Ziel tief im Süden der Erdkugel, in der karibischen See lag. Lord Jonathan Blackwood, der Baron von Felkington, war Eigentümer riesiger Ländereien und nannte eines der größten Vermögen Englands sein Eigen. Da er und seine Familie seit mehreren Generationen völlig zurückgezogen im Norden des Landes, nahe der Grenze zu Schottland, lebten, wusste am Hof des Königs kaum einer von der Existenz der Familie. Politik interessierte ihn nicht im Geringsten und Macht hatte er aufgrund seines enormen Reichtums ohnehin genug. Niemand außerhalb seines Herrschaftsgebietes kannte ihn, da er auf Geselligkeit und höfisches Leben keinerlei Wert legte und deshalb auch noch nie in London geweilt hatte.

Nun waren sie unterwegs zu ihren überseeischen Besitzungen auf der Insel Ronde Island, einer Erbschaft, die ihm sein kürzlich verstorbener Onkel vermacht hatte, um dort nach dem Rechten zu sehen. Die Inspektion wäre schon längst notwendig gewesen, doch hatten wichtige Gründe die Überfahrt des Barons bisher verhindert. Marie, ihre einjährige Tochter, hatten sie in der Obhut eines Klosters in der Heimat zurückgelassen, da eine solch lange Reise zu viel für die Kleine geworden wäre.

Das Paar hatte vor zwei Jahren aus Liebe geheiratet und stand sich sehr nahe. Ungeachtet der Enge auf dem Schiff, genossen sie die permanente Zweisamkeit, die ihnen die lange Schiffsreise aufnötigte. Von der Mannschaft wohlwollend geduldet, da beide stets freundlich und entgegenkommend waren, verbrachten sie viel Zeit an Deck. Bisher hatte es keine besonderen Vorkommnisse auf der Reise gegeben. Immer abhängig vom Wind, durchpflügte die *Black Bird* mal mehr und mal weniger schnell den Atlantik. Doch auf der Höhe von Marokko überraschte sie ein heftiger Sturm, der sie viel weiter nach Süden trieb, als der Kapitän zu fahren vorgehabt hatte. Den Sturm überstand das Schiff ziemlich unbeschadet und man begann, mühsam nach Norden zu kreuzen, um den geplanten Kurs möglichst bald weitersegeln zu können. Obwohl sie dadurch viel Zeit verloren, blieben die Passagiere

frohen Mutes und ließen sich ihre gute Laune nicht nehmen. Sie waren noch so jung. Das Leben lag in seiner gesamten Vielfalt vor ihnen und sie beabsichtigten, es mit allen Sinnen zu genießen.

Mehrere Tage nach dem Sturm, an einem herrlichen Vormittag, standen Lord und Lady Blackwood Händchen haltend auf dem Vordeck und bewunderten das in allen Farben schillernde Meer, als der Ausguck von oben rief: „Segel in Sicht! Backbord voraus!“

Diese Meldung löste an Deck rege Betriebsamkeit aus. Der Kapitän erschien und versuchte mithilfe eines Fernrohrs herauszubekommen, wer da ihren Weg kreuzte. War es Freund oder Feind? Es dauerte jedoch noch mehrere Stunden, bis Einzelheiten deutlich auszumachen waren. Erst spät wurde klar, dass das fremde Schiff, eine Korvette, führerlos in der Strömung zu treiben schien. Die Segel waren teilweise zerrissen und flappten lustlos im Wind. Es war kein Mensch zu sehen, keinerlei Hoheitszeichen auszumachen und auf die Signale der *Black Bird* erfolgte keine Antwort. Was mochte an Bord dieses Schiffes vorgefallen sein?

Um nicht noch mehr Zeit zu verlieren, entschloss sich der Kapitän, längsseits zu gehen. Der schwache Wind schien das riskante Manöver zu rechtfertigen. Matrosen standen bereit, um die beiden Schiffe im richtigen Augenblick miteinander zu vertäuen. Alle Aufmerksamkeit richtete sich auf die augenscheinlich völlig menschenleere Korvette. Schon hatten die Männer die beiden Schiffe untrennbar miteinander vertäut, als in ihrem Rücken triumphierendes Gebrüll ertönte. In ihrem Eifer hatte die Besatzung nur das führerlose Schiff gesehen und nicht auf das geachtet, was um sie herum geschah. Dieser Mangel an Misstrauen wurde ihnen nun zum Verhängnis, denn die Korvette war mitnichten unbemannt. Deren Mannschaft hatte sich die ganze Zeit auf der abgewandten Seite in ihren Beibooten versteckt gehalten, war dann während des Anlegemanövers unbemerkt um die Schiffe gerudert und unbehelligt an Bord der *Black Bird* gestiegen. Von dieser Seite nicht auf einen Überfall gefasst, waren die Männer einen Augenblick wie gelähmt. Das bedeutete ihren Untergang. Den Moment der Überraschung ausnutzend, hieben die Seeräuber mordlüstern auf jeden ein, der ihnen in die Quere kam. Gegenwehr wurde im Keim erstickt und es dauerte nur wenige Minuten, dann war das Deck mit zahlreichen Leichen bedeckt. Die Mörder machten vor niemandem Halt. Lady Blackwood starb unter großen

Schmerzen, als sie sich schutzsuchend in die Arme ihres Gatten warf, der im gleichen Augenblick sein Leben aushauchte, vom selben Degen durchbohrt, wie seine heiß geliebte Gattin.

Ohne großen Aufwand beseitigten die Piraten die Toten, indem sie sie, nach gründlichem Filzen, kurzerhand ins Meer warfen. Dunston Hunter, ihr Anführer, ein bullenhafter Draufgänger, dessen grausame Augen bei dem Anblick des schönen Schiffes, das sie auf so unkomplizierte Weise hatten erobern können, begierig funkelten, durchsuchte umgehend die Kajüte des Kapitäns und dessen hochrangiger Passagiere. Pietätlos durchwühlte er skrupellos die Hinterlassenschaften, die auf dem Schiff zurückgeblieben waren. Eine Besitzurkunde über die Karibikinsel Ronde Island, auf den Namen Lord Jonathan Blackwood, Baron von Felkington ausgestellt, weckte seine Neugierde. Anhand anderer Unterlagen war ihm längst klar geworden, dass bewusster Baron samt Ehegattin eines seiner Opfer war. Nachdenklich packte er alles, was ihm von Wert schien, in eine Truhe, die er sofort zu seinem persönlichen Eigentum deklarierte. Wer weiß, vielleicht lässt sich daraus noch etwas mehr machen, als dieses Schiff ohnehin schon hergibt, dachte er. Vorerst wollen wir aber sehen, was sich noch alles aus diesem hübschen Schiff herausholen lässt.

Monate später schnüffelten dubiose Gestalten, überwiegend im Verborgenen, in Englands Amtsstuben herum, ohne dass es den Verantwortlichen in irgendeiner Weise aufgefallen wäre. Von der Gesellschaft ebenso unbemerkt, suchten dieselben zwielichtigen Figuren alles aus dem Leben des Barons von Felkington zu ergründen, was ihnen für ihr fragwürdiges Vorhaben sachdienlich sein könnte. Analog dazu gingen in London Gerüchte um, dass die *Black Bird* spurlos verschwunden sei. Niemand konnte sagen, was wirklich geschehen war. In den Salons der Stadt dominierten eine geraume Weile heftige Spekulationen über deren Verbleib. Doch da die Gerüchte keine weitere Nahrung erhielten und niemand von Bedeutung vermisst wurde, verstummten sie allmählich.

In einer kleinen Stadt in Northumberland, nahe der schottischen Grenze, ereignete sich wenige Wochen später nicht weniger Beängstigendes. Auf dem derzeit verwaisten Landgut des Barons von Felkington verschwanden in sehr kurzer Zeit, unter geheimnisvollsten Umständen, sämtliche Dienstboten und wurden niemals wieder gesehen. Der Sheriff der Region war nicht in der Lage, das

Mysterium aufzuklären. Als eines Tages ein Fremder eintraf, der vom Baron mit Vollmachten ausgestattet, während seiner Abwesenheit bis auf Weiteres das Gut verwalten sollte, fühlte sich der Sheriff begreiflicherweise unendlich erleichtert, konnte er doch die Lösung des Problems auf andere Schultern abwälzen.

Das unerklärliche Verschwinden der Angestellten sollte dennoch lange Zeit rätselhaft bleiben. Der Baron und seine Frau kehrten jedenfalls niemals wieder auf ihr Landgut zurück.

Dahingegen hatte London eine schillernde Persönlichkeit mehr. Ein reichliches Jahr nach dem Verschwinden der *Black Bird*, an die hier allerdings längst niemand mehr dachte, bereicherte ein gewisser Baron von Felkington, Lord Jonathan Blackwood, seines Zeichens Mitglied des englischen Hochadels, die illustre Gesellschaft in der Hauptstadt. Schnell machte das Gerücht von seinem enormen Vermögen, das er besitzen sollte, die Runde und jedermann riss sich förmlich darum, seine Bekanntschaft zu machen. Ohne groß zu hinterfragen, warum der Baron, er war immerhin schon achtunddreißig Jahre alt, erst jetzt bei Hofe erschien, schmeichelte ihm alles, was Rang und Namen hatte.

Geschickt nutzte der Betrüger die Oberflächlichkeit der Londoner Aristokratie für seine Zwecke aus. Unter vorgehaltener Hand machte bald das Gerücht die Runde, sein geliebtes Eheweib, dem er die schönsten Jahre seines Lebens zu verdanken hatte, wäre vor zwei Jahren gestorben. Zuerst sei der Mann untröstlich darüber gewesen, doch schließlich erkannte er, dass sein Leben weitergehen musste und demzufolge entschloss er sich, nach London überzusiedeln. Hier, so hoffte er, würde er sein Unglück verdrängen können. Schnell war Baron von Felkington ein vollwertiges und ehrenwertes Mitglied der Londoner Gesellschaft. Lediglich eine Einschränkung gab es: Aufgrund seines unmöglichen, pöbelhaften Betragens, war er nicht sehr beliebt. Doch öffnet bekanntlich Geld alle Türen. Einige Jahre genoss er so das süße Leben des Nichtstuns.

Kapitel 3

Unter dem Kommando des Freibeuterkapitäns Alexandre d` Escambeau segelte die Fregatte *Tempete* durch die Wasser des Atlantiks. Mit Stolz geblähten Segeln durchschnitt sie die Fluten. Ihr Kapitän war der jüngere Bruder des Marquis de Chedeville.

Im Bug hielt sich ein auffallend attraktiver junger Bursche auf und starrte sinnend in die Gischt. Sein Körper war muskulös und durchtrainiert, wies nicht ein einziges Gramm Fett zu viel auf. Nur mit einer weißen Hose bekleidet, die knapp bis über die Knie ging, die Beine leicht gespreizt, um die Schlingerbewegungen des Schiffes auszugleichen, stand er reglos an der Reling. Der Junge war erstaunlich groß für sein Alter. Viele Merkmale deuteten darauf hin, dass er, trotz seiner offensichtlichen Jugend, bereits ein erfahrener Seemann war. Schon an den kräftigen Händen konnte man erkennen, dass er es gewohnt war, fest zuzupacken. Dennoch gab es Hinweise dafür, dass er den Kinderschuhen noch nicht gänzlich entwachsen war. Die Haut, obwohl von der Sonne gebräunt, war zart und glatt, die Wangen mit seidigem Flaum bedeckt. Das ebenmäßige Gesicht hatte etwas Mädchenhaftes an sich, drückte aber auch gleichzeitig männliche Entschlossenheit aus. Große braune Augen, von langen dunklen Wimpern behütet, blickten verträumt aufs Wasser. Das lange dunkelbraune Haar trug er mit einem schwarzen Samtband im Nacken zusammengebunden. Der Bursche war niemand anderes als Robert d` Escambeau, der Neffe des Kapitäns und Sohn von Marquis de Chedeville. Seit unserer letzten Begegnung mit ihm waren zehn lange Jahre ins Land gegangen. Seither war aus dem Kind nahezu ein Mann geworden. Der Junge hatte Freiwache und genoss das Spiel der Wellen, die im Morgenlicht glitzerten, als wären es Diamanten. Heute war für ihn ein bedeutender Tag, denn es war sein Geburtstag und er wurde fünfzehn Jahre alt. Seit seinem zehnten Lebensjahr gehörte er zur Besatzung der *Tempete*. Das war Grund genug, um über sein bisheriges Leben nachzudenken.

An jenem denkwürdigen Tag, als das Haus der Eltern in Flammen aufging, hatte sich sein Dasein vollständig verändert. Natürlich hatte das der kleine Robert nicht sofort begriffen. Erst als er älter wurde, erfasste er, dass seine Zukunft einmal gänzlich anders geplant war. Denn sein Vater hatte nicht nur das Haus ver-

loren, sondern durch eine infame Intrige daraufhin auch noch sämtliche Ländereien. Seither war er ein armer Mann ohne jeglichen Besitz. Robert dachte noch einmal an die seltsamen Umstände zurück, unter denen dies geschehen war. Phillipe hatte ihm erst unlängst davon erzählt. „Du warst noch sehr klein, als die Flammen unbarmherzig unser Heim verschlangen. Die Sache liegt immerhin zehn Jahre zurück. Schnell wurde uns klar, dass Brandstiftung die Ursache dafür war. Unklar war jedoch lange Zeit, warum man uns das angetan hatte und vor allem, wer dahinter steckte. Die Konsequenzen wurden uns erst später richtig bewusst“, schilderte sein Vater, als Robert das letzte Mal auf Heimaturlaub war.

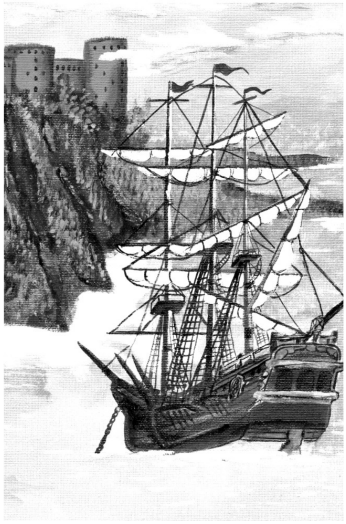
„Etwa drei Monate nach dem Unglück, wurde ich an das Gericht in Saint-Malo beordert. Da es ein amtliches Schreiben war, musste ich der Aufforderung Folge leisten. Dort warf man mir doch tatsächlich Betrug und Diebstahl vor.“ Sein Gesicht lief vor Empörung rot an. Noch im Nachhinein erregte ihn die Unverschämtheit dieser Anschuldigung. Stockend berichtete er weiter: „Kardinal Caulaincourt, unser vortrefflicher Nachbar und jetziger Dienstherr, hatte angeblich herausgefunden, dass ich nicht der rechtmäßige Besitzer der Ländereien um Pléneuf wäre. Er sei im Besitz von Urkunden, die die Ländereien als Eigentum des Klosters auswiesen. Er behauptete tatsächlich, mein Anspruch darauf wäre erstunken und erlogen. Er ging sogar soweit, zu behaupten, meine Familie hätte sich vor Jahren auf kriminelle Weise bereichert, und wenn ich nicht sofort das Gegenteil beweise, müsste ich mit einer harten Strafe rechnen, möglicherweise sogar der Todesstrafe. Also befanden wir uns mächtig in Bedrängnis. Ich hatte das Gut von meinem Vater geerbt und der von seinem Vater. Aber alle Unterlagen darüber hatten die Flammen verschlungen.“ Nachdenklich blickte der Vater seinen Sohn an. „Erinnerst du dich noch an die hübsche Schatulle, die deiner Mutter immer so sehr gefiel?“, fragte er.

Robert nickte bejahend: „Du meinst das Kästchen mit dem komplizierten Öffnungsmechanismus?“

„Ja“, fuhr der Vater in seinem Bericht fort: „Darin befanden sich alle wichtigen Dokumente. Der Mechanismus erschien mir ausreichend, sie vor Dieben zu schützen. Die Schatulle stand in

meinem Arbeitszimmer. Dort wurde das Feuer zuerst gelegt. Das haben wir anhand der Spuren feststellen können.“

Es entstand eine kurze Pause, während Phillipe gedanklich in der Vergangenheit verharrte. Robert wartete schweigend. Einen Teil der Geschichte kannte er bereits. Nun sollte er mit den Details bekannt gemacht werden.

„Diese beispiellose Anschuldigung machte mir schlagartig klar, warum unser Haus brennen musste“, erzählte Phillipe unvermittelt weiter. „Der Kardinal hatte schon seit Jahren versucht, auf jede erdenkliche Weise an unser Land heranzukommen. Ich wollte aber niemals verkaufen, dazu hänge ich viel zu sehr an diesem Land. Doch selbst wenn ich hätte verkaufen müssen, der Kardinal wäre für mich niemals als Käufer infrage gekommen. Seine Arroganz und Charakterlosigkeit waren mir von jeher verhasst. Doch wie schurkenhaft er wirklich sein konnte, hatte ich mir in meinen kühnsten Träumen nicht ausmalen können. Denn nur er konnte sich diese Niederträchtigkeit ausgedacht und Helfershelfer gedungen haben. Ich weiß genau, dass dieser Lump hinter der Sache steckt, konnte es ihm aber bis heute nicht beweisen.“ Wieder legte Vater Phillipe eine Pause ein. „Ich weiß, was du jetzt denkst. Die Frage steht dir deutlich ins Gesicht geschrieben. Warum habe ich mich damals nicht gewehrt?“, stellte er nach einer Weile die Frage, die Robert auf den Lippen brannte, die er aber nicht zu stellen wagte.

Der Junge nickte bestätigend, während er an den Lippen seines Vaters hing.